

A black lantern with a warm, yellow-orange light emanating from its glass chimney is positioned in the center-left of the frame. The background consists of vertical wooden planks painted in a vibrant blue color. The light from the lantern creates a strong contrast with the blue background and casts a soft glow on the adjacent wooden plank to the left.

Rainer Gross

Ich suche einen Menschen

Eine etwas andere
Weihnachtsgeschichte

Ein Mann macht sich auf die Suche nach dem einen wahrhaftigen Menschen. Es geht auf Weihnachten zu, und seine Suche ist nicht sentimental begründet, sondern radikal, bedingungslos, verzweifelt. Er will keinen fernen Gottessohn im Himmel, keinen Heiland der Kirche: Er will ihn in Fleisch und Blut, von Angesicht zu Angesicht. Er sucht in den regnerischen Straßen seiner Stadt, bei den Obdachlosen, im Supermarkt, im Fernsehen, beim Pfarrer, in der Meditation, doch Weihnachten rückt näher, und er hat ihn immer noch nicht gefunden. Wo ist er?

Rainer Gross, Jahrgang 1962, studierte Philosophie, Literaturwissenschaft und Theologie. Er lebt mit seiner Frau als freier Schriftsteller in Reutlingen.

Bisher veröffentlicht: Grafeneck (Pendragon 2007, Glauser-Debüt-Preis 2008); Weiße Nächte (Pendragon 2008); Kettenacker (Pendragon 2011); Kelterblut (Europa 2012).

Bei BoD u.a. erschienen:
Ein Sommerhaus im Languedoc
Die Welt meiner Schwestern
Das Glücksversprechen
Yŭomo
Haus der Stille

*Er zündete bei Tage ein Licht an und
sagte: „Ich suche einen Menschen!“*

ÜBER DIOGENES LAERTIOS

Inhalt

Kpaitel I

Kpaitel II

Kpaitel III

Kpaitel IV

Kpaitel V

Kpaitel VI

Kpaitel VII

Kpaitel VIII

Kpaitel IX

Kpaitel X

Kpaitel XI

Kpaitel XII

Rainer Gross

I

Ich suche einen Menschen.

Einen Menschen, wie es ihn nur einmal gab.

Einen wahren Menschen.

Ihn.

Wer ist er?

Ich weiß es nicht.

Ich gehe im Regen durch die Stadt. Glänzender Asphalt, Lichtinseln spiegeln darin, ich trete auf Wasser und Licht.

Hunderttausende Menschen leben hier. Eine Million Menschen. Zwei Millionen. Acht Milliarden Menschen leben auf der Erde. Zehn Milliarden. Zwölf Milliarden – Die Stadt.

Mit regennassen Haaren stehe ich vor einem Schaufenster. Ich sehe die Auslagen nicht. Ich sehe das Licht, den Glanz, den Schein. Die Vertrauenswürdigkeit der Preisschilder. Das alles hat mit ihm nichts zu tun. Alles hat mit ihm zu tun.

Wie soll ich mit ihm umgehen?

Eine sanfte Hand, die sich

auf den geneigten Kopf legt. Ein Lächeln den Kindern, die zu ihm kommen. Durchbohrte, blutende Hände. In Leinenbinden gewickelt sein Leib, duftend von Balsam.

Die Wände schwirren, wenn er hindurchgeht, er steigt in die Wolken und gibt Toten das Leben.

Ich stehe mit regennassen Haaren vor einem Schaufenster.

Alles hat mit ihm zu tun.

Ich erreiche ihn nicht. Wo ist er?

Ich habe Rechnungen zu bezahlen.

Ich habe zwei Kinder, eine Frau.

Ich habe eine Wohnung.

Ich habe ein Leben. Ein einziges.

Das ist es, was ich will: leben.
Ich habe einen Traum.
Jeder hat einen Traum.
Jeder weiß, wie es besser sein sollte.
Jeder weiß, dass dieses Leben nicht genügt.
Jeder weiß, dass da ein gigantischer Fehlbetrag in der Welt herrscht.

Jeder zahlt, was er kann, aber es reicht nicht.

Das gehört alles zum Leben. Das sollte alles nicht zum Leben gehören.

Aber was will man machen?

Was will ich machen?

Ich suche ihn.

Ich suche ihn, weil es von ihm heißt, er sei das Leben. Das LEBEN!

Ich suche ihn, weil es heißt, er gebe das Leben in Hülle und Fülle, eine sprudelnde Quelle im heißen Staub, Oasenschatten, gefächert von den Wedeln der Palmen, süße Datteln und Feigen, ein brausender Sturzbach aus trockenem Stein hervor, ein Garten voller Vögel und Schmetterlinge, ein Hain voller Früchte und Nüsse, ein Teich, ein Fluss, ein Meer aus kristallinem süßen Wasser.

Ich habe nichts als Bilder.

Vielleicht bin ich selbst ein Bild.

Ein Gleichnis. Irgendwer muss mich entschlüsseln.

Es gehört zu diesem Leben, dass ich das selbst tun muss. Wir müssen uns selbst entschlüsseln und uns den Weg zum Leben selbst weisen. Das ist der grundlegende Fehlbetrag in unserem Leben –

Ach, Leben!

Ich will doch nur leben.

Ich suche ihn, damit er mich entschlüsselt. Der Code dafür steckt in der DNS dieser Welt. Ich weiß es.

Es liegt alles vor meinen Augen,
es ist zum Verzweifeln.

Ich sehe nur den Kaffeebecher am Morgen, den Toaster, die Gesichter der Kinder, das mürrische Gesicht meiner Frau, verhaftet im Selbstgespräch. Ich sehe Schulranzen, Autoschlüssel, Brotkörbe, Fenstersimse, kahle Bäume, Krähen, Straßenlaternen, Bürotüren, Aschenbecher, Gläser halbvoll mit Saft, gebrauchte Teebeutel, abgebrannte Kerzen, Computertastaturen, Linoleumflure, Neonleuchten, Kugelschreiber, Armbanduhr, schlecht geschminkte Lippen, Krawatten, Wintermäntel, und wenn ich aufblicke zum Himmel, sehe ich Bleigrau.

Wirklichkeit blendet.

Sonst könnte ich ihn sehen.